

Zweierlei Forschung – Gedanken für eine Wissenschaft der Systemaufstellung

Martin Hell

Der Graben

Zwischen akademischem Diskurs und dem Austausch über Aufstellungsarbeit, selbst da, wo er intellektuell sehr anspruchsvoll gehalten ist, klafft – zumindest derzeit noch – eine riesige Lücke. Wenn sich in Aufstellungen etwas zeigt, mag das für Aufsteller ein starkes Argument für das Gezeigte sein – akademisch gesehen hätte ein solches Argument jedoch wenig bis keine Validität, da die Systemaufstellung weit davon entfernt ist, ein anerkanntes Forschungsinstrument zu sein, das für das Formulieren von Hypothesen, oder gar deren Beleg, geeignet wäre.

Eine solche Aufspaltung von Wissenschaft und Praxis ist keineswegs ungewöhnlich und findet sich in verschiedenen Bereichen. Möglicherweise handelt es sich um ein insbesondere kontinentaleuropäisches Problem. Der Google-Europa-Chef beantwortete die Frage, warum es in Europa so vergleichsweise wenige erfolgreiche IT-Firmen gibt, mit der hiesigen Gewohnheit, dass auch da, wo längst klar ist, dass etwas funktioniert, immer noch Forschung zur Legitimierung betrieben wird. Insofern ist es ein Segen, wenn Profis den Mut besitzen, einzusetzen, was sie als wirksam erkannt haben, auch wenn dies mit gewissen Risiken behaftet ist – wie dies glücklicherweise im Falle der Aufstellungsarbeit geschah und geschieht.

Zweierlei Forschung

Es gibt eine große Diskrepanz zwischen Sinnhaftigkeit bezüglich des zum großen Teil impliziten Wissens des Praktikers und der per definitionem expliziten, wissenschaftlich gesicherten Erkenntnis. Aus dem für unseren Gegenstand besonders großen Graben zwischen beiden ergibt sich (zumindest auf absehbare Zeit) eine Aufspaltung der Forschung mit zwei möglichen Schwerpunkten:

Professionelle Verwertung

Die Aufstellung selbst ist eine qualitative Forschungsmethode. Der Praxistest ist ihr entscheidendes Kriterium, die Teil-

nehmer selbst und ihre Körper sind die Messinstrumente. Dies war das entscheidende Forschungskonzept für die Entwicklung und Verbreitung der Aufstellungsarbeit in der Vergangenheit, und wird es wohl auch in Zukunft sein. Bert Hellinger ist/war in diesem Sinne ein großer Forscher.

Für ein akademisches Publikum, als wichtige Grundlage für den Diskurs, ohne unmittelbaren praktischen Nutzen

- a. Kommunikation der zugrunde liegenden Prinzipien durch Einordnung in gesicherte Zusammenhänge und Abgleich mit verwandten, doch etablierteren Logiken
- b. Nachweis der Rationalität der Aufstellungsarbeit durch Aufzeigen der Sinnhaftigkeit der durch sie generierten Hypothesen sowie
- c. Der therapeutischen Effizienz beziehungsweise mithilfe anerkannter Forschungslogiken erbrachter Nachweis der Nützlichkeit in den verschiedenen Anwendungsgebieten

Forschen kann man also in zwei verschiedenen, wahrscheinlich meist nur begrenzt zu vereinbarenden Richtungen.

1. Zum einen gibt es das, was der Praktiker gerne noch wissen würde. Das im eigenen professionellen Habitus implizierte Wissen wird als gesichert vorausgesetzt, egal ob es, wenn explizit gemacht, als wissenschaftlich gelten könnte oder nicht. Die Ergebnisse müssen in der Praxis für Klienten, Fortbildungsteilnehmer und eventuell Kollegen nachvollziehbar sein.
2. Zum anderen gibt es den mühsamen Weg, einen Teilaspekt der Grammatik von Systemaufstellungen nachzuweisen, indem man ihn – empirisch oder theoretisch – in die komplexen Sprachen eines oder mehrerer Wissenschaftszweige übersetzt. Als gesichert vorausgesetzt werden kann hier nur, was im aktuellen wissenschaftlichen Diskurs gut etabliert ist. Als nachgewiesen gelten kann nur, was sich unter genau diesen Prämissen und auf den akzeptierten Wegen des Schließens zeigen lässt – unabhängig von dem, was sich in der Praxis als sinnvoll erweist.

Für die zweite Art steht exemplarisch Peter Schlötter mit seiner herausragenden Arbeit zum Nachweis, dass räumliche Anordnungen, wie sie auch in Aufstellungen vorkommen, nicht von zufälliger Bedeutung sind. Der Aufstellergemeinschaft hat er einen unschätzbar wertvollen Dienst geleistet und ein schlagendes Argument in einer Zeit hitziger Debatten geliefert – auch und gerade weil manchmal die Aussagekraft seiner Ergebnisse überschätzt worden ist. Auf die Praxis wirkt sich seine Forschung nur da aus, wo Aufsteller es als schicklich empfinden, ihren Diskurs ein wenig auf den universitären abzustimmen. Diejenigen, die es nicht tun, erleiden in ihrer Arbeit keinen Schaden, ja manche amüsieren sich sogar mit Demonstrationen, dass Aufstellungen kein bloßes Spiel von durch den Klienten definierten Winkeln und Abständen sind, indem sie einfach die Stellvertreter selbst Plätze wählen lassen – der Arbeit schadet es nicht. Solange andere, weit wesentlichere Dinge respektiert bleiben, ist es völlig egal, ob der Klient, der Leiter oder die Stellvertreter die Plätze wählen. Insofern lässt sich sagen, dass Fritz B. Simons Kompliment an Peter Schlötter in einem Punkt nicht zutrifft: Praxisrelevant ist Schlötters Arbeit nicht allzu sehr. Seine Arbeit bleibt ein Meilenstein der Aufstellungsforschung, der seinesgleichen sucht. Doch die praktische Arbeit beeinflussen wird sie nur im Falle der oben erwähnten speziellen Motivationslage bestimmter Praktiker mit der Sehnsucht nach wissenschaftlichen Anknüpfungspunkten. Ob diese Motivation sich durchsetzt, darf bezweifelt werden. Selbst wenn dies in einem Aspekt Sinn macht: Auch wenn Abstände und Winkel nicht die Träger der Essenz der Information sind, könnte es pädagogisch sinnvoll sein, so zu tun. Denn diese Annahme beunruhigt Unkundige weit weniger als all das, was sonst noch an Erklärungsmöglichkeiten übrig bleibt.

Die praktische Empirie Hellingers reichte aus, um die Aufstellungsarbeit boomen zu lassen – doch wie Gunthard Weber schon zu Beginn dieses Booms ganz richtig (sinngemäß) bemerkte, wird sich die Aufstellungsarbeit nur dann in guter Weise in unserer Gesellschaft verankern, wenn sie wissenschaftlich fundiert wird.

Es scheint mir aus den oben dargelegten Gründen ausgesprochen unwahrscheinlich, dass die derzeitige akademische Forschung der Praxis inhaltlich bahnbrechend Neues hinzuzufügen hat. Keines der bisherigen Forschungsprojekte hat das meines Erachtens getan. Ihre Leistung bestünde in der zunächst noch sehr bescheidenen und notwendigerweise vorsichtigen Kommunikation und gegebenenfalls Legitimation kleiner Teilaspekte des großen Berges an neuem kollektivem Wissen und Ahnen, das durch die Aufstellungsarbeit in die Welt kommt.

Was sie jedoch zu leisten vermag, ist die Bildung einer konsistenten Theorie – von der man bisher nur in Ansätzen sprechen kann, denn eine konsistente Theorie ist nicht der Sinn im Kopf eines Praktikers, der seinen Habitus formt, sondern explizierte, diskursiv geschliffene Niederschrift. Forschungsprojekte bergen auch das entgegengesetzte

Potenzial in sich. Wenn der Karren in den oben skizzierten Gräben gefahren wird, kann dies dem Ansehen der Aufstellungsarbeit mehr schaden als nützen. Die anschlussfähigen Schritte sind klein. Illustriert wird diese nicht nur für unsere Fragestellung bedeutende Sachlage auch durch Nida Rümelins überzeugende Darlegung in der ZEIT, warum heute Einsteins erste Aufsätze in keinem Journal mehr veröffentlicht würden: Im heute üblichen Peer-Review-System müssen im Diskurs gepflegte Elemente aufgegriffen und partiell weiterentwickelt werden, um annehmbar zu sein. Ein für seine Zeit revolutionärer Ansatz wie der Einsteins fiel klar durch dieses Raster.

Rasante Entwicklung

Die promovierte Naturwissenschaftlerin Angela Merkel wurde bei ihrem letzten Chinabesuch von Studenten einer Schanghai-Universität gefragt, ob sie nicht dort Physik lehren möchte. Sie sagte, dazu sei sie gar nicht mehr in der Lage, da sie ja die letzten 15 Jahre nicht mehr im Wissenschaftsbetrieb tätig gewesen sei. Als Physikozeptin sei sie also nicht zu gebrauchen. Das ist nicht nur bescheiden, sondern auch sehr realistisch.

Vor Kurzem sprach ein großer, weltweit renommierter Wissenschaftler – Prof. Helm Stierlin – im Deutsch-Amerikanischen Institut in Heidelberg. Der Andrang war enorm. Es mussten noch lange zusätzliche Stühle in den Saal geschafft werden, damit alle Interessierten Platz finden konnten. Und das Publikum lauschte gespannt dem Panorama der Erfahrungen Stierlins, das sich von der Weimarer Republik bis in die heutige Zeit erstreckte. Doch so sehr der große Respekt vor Stierlins Weisheit spürbar war – gleich zu Beginn der Fragen aus dem Publikum meldete ein Herr Zweifel an der wissenschaftlichen Substanz von Ergebnissen an, die Stierlin bezüglich der Magersucht referiert hatte – wie sie erzielt wurden, genüge heutigen methodischen Standards nicht mehr. Dies zeigt, dass nicht nur in akademischen Kreisen die Sensibilität für wissenschaftliche Strenge und ihr Fehlen stark gestiegen ist. Diesen gestiegenen Ansprüchen muss Rechnung getragen werden, wenn man vom Wissenschaftsbetrieb ernst genommen werden will. Besonders gilt dies für Gebiete, auf denen intensiv geforscht wird, weil handfeste Interessen und die Sorge um den Schutz vor Scharlatanerie die Diskussion verschärfen.

Werden vonseiten der im akademischen Sinne Aufstellungsforschenden diese Grenzen der eigenen Kompetenz nicht streng genug eingehalten, dann kann sich dies leicht als kontraproduktiv erweisen: Die Schwächen schlagen auf die Wahrnehmung der Aufstellungsarbeit zurück.

Forschung zur Aufstellungsarbeit sollte sich auf deren substantielle Stärken konzentrieren, wie beispielsweise:

– Verdeutlichung der Unhintergebarkeit der basalen Triade

von Vater, Mutter und Kind und deren tiefer Bedeutung für entwicklungspsychologische Prozesse, mit anschaulichen Metaphern für ansonsten wenig transparente Theorien.

- Schnelle und potenziell treffende Diagnose neuralgischer Punkte sozialer Systeme.
- Hohe interkulturelle Vergleichbarkeit durch starke Berührung anthropologischer Konstanten.
- Mächtiges Instrument für die Behandlung von Familiengeheimnissen.
- Versöhnung.

Wenn es darum geht, Systemaufstellungen einem kritischen akademischen Publikum näherzubringen, steht es an, die Brot-und-Butter-Aspekte zu behandeln, wie auch Peter Schlötter es getan hat. Ans Metaphysische rührende Fragen, zum Beispiel wie es sein kann, dass sich zeitgleich zur Aufstellung an anderen Orten vergleichbare Phänomene ereignen, sind hierfür weniger hilfreich. Im Zentrum stünden dann eher Fragen wie:

Was sind wiederkehrende Beschreibungen der Stellvertreterrollen

- von den Stellvertretern selbst?
- Von den Klienten der Aufstellung, die Angehörige oder sich selbst wiedererkennen?

Welche Veränderungen beobachten Gruppenteilnehmer an diesen Stellvertretern aus der Außenperspektive – ohne die Stellvertreter noch die, für die sie stehen, persönlich zu kennen?

Fragen, wie Franz Ruppert sie unter anderem in seinem vielversprechenden aktuellen Forschungsprojekt stellt.

Zweierlei Forscher: „Söldner“ und „Evangelisten“

Für die Analyse beruflicher Tätigkeiten ist die angelsächsische Polarität „Söldner versus Evangelist“ (manche sprechen auch von „Missionaren“) sehr nützlich. „Evangelisten“ tun Dinge, weil sie von einer Sache so sehr beseelt sind, dass sie sie mit großem Einsatz vertreten und ihr eigenes Schicksal an das der Sache knüpfen.

Natürlich könnte man sagen, der Archetyp des Wissenschaftlers sei einer von eigenem Recht. Doch bei genauem Hinsehen lassen sich auch Exemplare des Typs „Wissenschaftler“ auf dieser Idealismus-Materialismus-Achse verorten¹.

Die bisher abgeschlossenen Forschungsarbeiten wurden durchweg von „Evangelisten“ durchgeführt. Das könnte kaum anders sein: als „Söldnertätigkeit“ lohnt es sich weder materiell noch gesellschaftlich – eine Dissertation oder eine Studienabschlussarbeit lässt sich fernab von diesem Thema weitaus leichter bewerkstelligen.

Wer den Ehrgeiz behalten soll, einen substanziellen Beitrag zu leisten, muss also vom Thema beseelt sein und an dieje-

nigen glauben können, die dieses Thema vertreten. Sonst fehlt die notwendige Energie, um das in akademischen Kreisen noch wenig salonfähige Thema erfolgreich vertreten zu können. Mögliche Pässe über die Berge von Hindernissen zwischen Aufstellungspraxis und Akademie gibt es nur beschränkt, und sie sind eng und steinig. Daher war es bisher nur wenigen Einzelnen möglich, eine Dissertation zu dem Thema zu platzieren. Und keiner der Wege, die von ihnen beschritten wurde, wurde von Späteren bisher nennenswert weiterverfolgt. Das gibt der Aufstellungswissenschaft zwar eine schöne Interdisziplinarität, gleichzeitig ist es jedoch auch Ausweis fehlender wissenschaftlicher Reife.

Wissenschaft und Hochleistungssport ist gemeinsam, dass die Leistungsfähigkeit mit Ende der Ausübung – und somit des Trainings – rapide abnimmt. Es wäre somit von Vorteil, wenn diese im akademischen Sinne Aufstellungsforschenden dem Wissenschaftsbetrieb noch nicht zu sehr entwöhnt sind. Am meisten leisten könnten natürlich diejenigen, die Wissenschafts-Vollprofis sind – jedoch würden sie damit ihrer Karriere schaden, und das ist nur dann egal, wenn sie ohnehin vorhaben, aus dem Wissenschaftsbetrieb auszusteigen, was wiederum die Wahrscheinlichkeit verringert, dass sie ehrgeizig forschen.

Diplomanden und Doktoranden nehmen dagegen diese gesteigerte Schwierigkeit in Kauf, wenn sie ihre berufliche Zukunft ohnehin außerhalb der Wissenschaft und in Berater- oder ähnlichen Kreisen angesiedelt sehen. Aus dieser Gruppe stammen fast alle erwähnenswerten Forschungsarbeiten.

Kein Wissenschaftler hat sich bisher mit einem Aufstellungsthema habilitiert – das dürfte auch so bleiben, denn selbst wem es gelänge, trotz eines solchen Schwerpunktes die *Venia Legendi* zu erhalten, so wäre doch ein Lehrstuhl, zumindest in Deutschland, für einen solchen Wissenschaftler außerhalb jeder Reichweite – es sei denn, die Hochschullandschaft würde sich in nicht absehbarer Weise verändern. Das liegt nicht daran, dass Aufstellungsarbeit sich für wissenschaftliche Forschung und Lehre nicht eigne – das zeigt alleine schon, wie selbstverständlich Studenten an der Universität Catholique de Louvain mit dem Thema umgehen –, sondern in erster Linie daran, mit welchem Personal die entscheidenden Gatekeeperpositionen im Wissenschaftsbetrieb besetzt sind und welchen Ideen diese Entscheidungsträger verpflichtet sind.

In den Vorlesungen und Seminaren an der UCL betone ich, dass das Aufstellen, wie Bert Hellinger es gelehrt hat, selbst als eine Art des Forschens begriffen werden kann. Doch diese Art der interventiven Erkundung von Familienräumen ist lediglich den ohnehin positiv gestimmten Gruppenteilnehmern, noch nicht einmal den Kollegen Rechenschaft schuldig. Anders eine Bemühung im Kreise der *scientific community*, wo die intellektuellen Ansprüche ungleich höher liegen. Dass jemand gleichzeitig auf beiden Gebieten – der praktischen Vermittlung im Seminar und der theoretischen Fundierung – herausragt, ist nicht sehr wahrscheinlich, denn die Fähigkeiten, die auf den jeweiligen Schauplätzen

verlangt werden, sind sehr unterschiedlich. Schulmedizinern mag dank ihrer institutionellen Einbindung in ein Universitätsklinikum der Spagat, gleichzeitig ein guter Arzt und ein erfolgreicher Forscher zu sein, sehr viel leichter gelingen – falls ihr Forschungsinteresse im gesetzten Rahmen aufgeht. Da dies bei alternativen Verfahren wie der Systemaufstellung nicht der Fall, wird die Übersetzungsleistung, die für die Kommunikation zwischen beiden Welten nötig ist, deutlich größer.

Interventive Forschung

Ein Mindestmaß an Intervention enthält jede Art der Forschung zu sozialen Systemen. Dass Aufstellungen ein sehr interventives Instrument sind, heißt nicht, dass die mit ihm generierten Hypothesen weniger wertvoll wären. Eine Konsolidierung des Wissens darüber, inwiefern Aufstellungen zu einer Diagnostik beitragen können, und wann dieses Instrument ungeeignet beziehungsweise andere besser geeignet sind, wäre sehr hilfreich.

Um die positiven Wirkungen der Intervention plausibel zu machen, mag in mancherlei Hinsicht eine einfache Übersetzung ausreichend sein: eine Vermittlung der Ergebnisse der praktischen Forschung in der Sprache der jeweiligen Adressaten, wie Matthias Varga von Kibéd dies meisterhaft beherrscht. Das ist vor allem dort der Fall, wo mit der ersten Art der Forschung schon das Wesentliche erarbeitet wurde.

Um „harte Fakten“, sprich quantitative Daten, zum Nachweis heranzuziehen, würde das selbstverständlich nicht genügen. Hierfür wäre eine eigene „Forschungsfabrik“ nötig, die nach dem bewährten Prinzip „Bring dem Probanden bei, ‚a‘ zu sagen, und messe, wie oft er ‚a‘ sagt“ Ergebnisse produziert, die die Aufstellungstheorie erhärten. Doch welche Aufstellungstheorie?

Konnte Gert Höppner noch, ohne die konkrete Praxis einer näheren Inspektion zu unterziehen, davon ausgehen, dass die Aufstellungsarbeit durch die besondere Bedeutung Bert Hellingers in ihr und für sie gekennzeichnet ist und somit die ermutigende psychometrisch gemessene Entwicklung der Teilnehmer von Workshops zweier Aufstellerinnen als Beleg für die Richtigkeit von Bert Hellingers Ansatz werten, so liegen die Dinge heute weitaus komplexer: Von einer wie auch immer gearteten Einheit der Aufstellungsarbeit kann keine Rede sein, ein fröhlicher Eklektizismus macht sich breit.

Es stellt sich nun die Frage, welche Definition für Aufstellungsarbeit überhaupt gegeben werden kann, wenn nun der Hinweis auf Hellinger offensichtlich nicht mehr ausreicht. Nach Lacan gibt es drei Stufen gesellschaftlicher Entwicklung: Auf der ersten organisiert sich der Stamm um eine Vaterfigur herum in konzentrischen Kreisen. Auf der zweiten Stufe fällt diese Vaterfigur aus und wird als väterliches Prinzip in ein Gesetz hineinabstrahiert. Eine Theorie wäre

das in unserem Falle, die das wertvolle Erbe gebündelt in sich trüge. Dieser Schritt steht an.

Der weite Weg zur Theorie

Die Aufstellergemeinschaft hat ein ambivalentes Verhältnis zur akademischen Forschung. Einerseits ist die Aufstellungsarbeit ja alles andere als eine Kopfgeburt, entwickelt von einem eingefleischten Praktiker und von anderen Praktikern konkret weiterentwickelt. Die Aufstellungsarbeit brauchte kaum akademische Unterstützung, um geboren zu werden und laufen zu lernen – wenn man einmal vom Hochschulstudium absieht, das Bert Hellinger und seine Epigonen ja in aller Regel genossen haben. Die meisten derjenigen, die auf universitären Karrierewegen wandelten, verließen diese, um sich dem prallen Leben des Aufstellungsschaffens hinzugeben. Was verständlich ist, denn wozu sollte man sich mühen, dem Kollegen etwas zu erklären, das er doch nur verstünde, wenn er einmal den Schritt hinein wagte in diese seltsame Welt, die man durch einfaches Hinstellen betritt? Weitaus spannender schien es hier, sich denjenigen zuwenden, die bereit waren, diesen Schritt zu tun.

Es ist ja auch gerade eine der Stärken, vielleicht die zentrale, dass sich diese Logiken auch ohne viel Vorbildung menschlich erschließen. Diese Schlüssigkeit ist eine Meisterleistung Bert Hellingers und all derer, die seine Konzepte weiter verfeinert haben.

Doch wie lässt sich für diese intuitiv empfundene und intersubjektiv häufig bestätigte Schlüssigkeit ein ebenso schlüssiger theoretischer Rahmen formulieren? Sich diese Frage nicht gründlich zu stellen würde nicht nur das Ansehen und die Seriosität der Aufstellungspraxis leiden lassen, es würde auch die Wissenschaft der Schätze berauben, die eine Beschäftigung mit der Aufstellungsarbeit bereithielte. Sie könnte die Wissenschaft näher zum Menschen bringen. Das Thema berührt den Kern menschlicher Identität und Ebenen, die uns in unserer Humanität konstituieren und damit aus sich heraus interessant sind. Es geht an die Wurzel.

Um gut und erfolgreich aufzustellen, ist ein Studium keineswegs eine zwingende Voraussetzung – das beweisen kompetente Kollegen, die keine Universität besucht haben².

Auf der anderen Seite gibt es Beispiele, wie das jüngst in einer psychotherapeutischen Fachzeitschrift veröffentlichte von einer Ärztin, die mittels einer Aufstellung bei ihrem Klienten eine posttraumatische Belastungsstörung hervorrief. Hier wird die Diskrepanz deutlich, die es zwischen formaler Qualifikation und lebendiger Kompetenz geben kann. Kriterien zu finden, mit denen sich diese lebendige Kompetenz operationalisieren und evaluieren lässt, wäre eine reizvolle Forschungsaufgabe. Was unterscheidet eine gelungene Aufstellung von einer, die es gewiss nicht ist? Wann erweist sich ein Leiter aus seinem Tun heraus als kompetent? Und wie lässt sich das an der Gruppe und dem Klienten erkennen?

Lieblingstheorien

Eine Gefahr bei der Bildung einer Aufstellungstheorie ist, dass alte theoretische Vorlieben dem neuen Gegenstand übergestülpt werden. Favorisierte Gedankengebäude müssen dann in ihren nicht immer geeignet geschnittenen Räumen Platz machen für das neue Anschauungsobjekt. Man hätte dann eine schöne Theorie, die nicht die Theorie dieser Praxis ist, und eine Praxis, die nicht in dieser Theorie gegründet ist – und im schlimmsten Fall auf dem Prokrustesbett zurechtgedehnt und -gestutzt wird.

Schwierig sind auch vereinfachende Übertragungen wissenschaftlicher Erkenntnisse in fremde Zusammenhänge (Quantenphysik, Kybernetik 2. Ordnung). Immer wieder werden Analogien zu eng umgrenzten Details in philosophischer Weise gezogen und diese dann zunehmend überspitzt, um die Sehnsüchte des Publikums nach einer ganzheitlichen Wissenschaft zu befriedigen. Das führt in der Regel dazu, dass sich abgrenzt, wer in der Wissenschaft weiterhin ernst genommen werden möchte. Die Steuerungslehre legt Wert darauf, technische Kybernetik genannt zu werden, um nicht in den Verdacht der Ganzheitlichkeit zu geraten, der mit dem Begriff der „Kybernetik 2. Ordnung“ mittlerweile fest verbunden ist; die Debatte zur Überbewertung quantenphysikalischer Erkenntnisse ist ja auch in dieser Zeitschrift geführt worden. An beidem lässt sich beobachten, dass Vereinnahmungsversuche fremder Theoriefelder zur Legitimation eigener Erkenntnisse normalerweise Widerstände hervorrufen.

Eine Aufstellungstheorie, die diesen Namen verdient, muss eine gegenstandsnahe sein. Hierzu gibt es zwar schon einige wertvolle Bausteine – doch riesige Teile der Landkarte sind noch nicht im Ansatz gezeichnet.

Diese Interventionen, die die Systemaufstellung ausmachen, finden, und in diesem Punkt ist Hans Gruenn zuzustimmen, in einem bestimmten sozialen und geschichtlichen Kontext statt, von dem sie in ihrer spezifischen Ausprägung nur schwer abstrahiert werden können. Möglichst viele der zugrunde liegenden Kontexte und Prinzipien explizit zu machen und kritisch zu hinterfragen wäre eine zentrale Aufgabe der Aufstellungstheoretiker.

Würde sich dann Bruno Hildenbrands Verdacht bestätigen, dass die von Hellinger formulierten Ordnungen nur eine vereinfachte Soziologie Talcott Parsons darstellen? Behielte Daan van Kampenhout recht, dass Hannah Arendt Hellingers Standpunkt zu Tätern und Opfern schon vorwegnahm und sein Beitrag bloß darin bestand, ihre komplexen Gedanken in jedermann verständlicher Weise übermitteln zu haben?

Das wären zwei beantwortbare unter den vielen Fragen, die man an die Aufstellungsarbeit stellen kann. Fragen, die zu beantworten eine wichtige Übung zur Überwindung der geistigen Trägheit wäre, die von der gelegentlich als

intellektfeindlich interpretierbaren phänomenologischen Sinnlichkeit Hellingers begünstigt werden kann.

Bert Hellinger hat bei seinem letzten Auftritt beim großen Aufstellerkongress in Köln 2005 dem Publikum den Satz „Sigmund Freud ist unser Steuermann“ als Vermächtnis mit auf den Weg gegeben. Freud war ein Mann, der, seinem eigenen Instinkt folgend, aus dem sich ihm präsentierenden Datenmaterial schöpfte und sich davon für seine strenge Theoriebildung inspirieren ließ, um immer treffendere Begriffe und wirkungsvollere Interventionen zu finden – aber auch, um klarzustellen, was Psychoanalyse ist. Es ist eine Partikularität der *therapeutic community*, dass *Werthen* so schlecht beleumundet ist. Dies ist höchst paradox, da jede Entscheidung für einen Schritt, ein Wort, eine Geste die Entscheidung gegen andere, mögliche, bereits enthält und auf impliziten Wertungen gegründet ist. Natürlich wäre es in diesem Sinne wertend, den Versuch einer Definition zu starten. Aber was ist die Alternative?

Begrenztheit der Möglichkeiten

Langfristig können Wissenschaft und Aufstellungspraxis einander näherkommen, und das werden sie auch in mehr oder weniger großem Maße – je nachdem, wie klug die Bemühungen hierzu koordiniert werden. Die Methode gilt weithin noch nicht als rational genug für eine akademische Diskussion. Kurzfristig bietet sich für Forschungsbemühungen nur die Möglichkeit, einen Schwerpunkt innerhalb der folgenden Polarität zu setzen und sich entweder

– auf bereits Anschlussfähiges zu beschränken, das heißt, ein verträgliches Maß von „Störung“ und Neuem auf einem Sockel von als gesichert anerkanntem Wissen aufzubauen. Wie oben bereits ausgeführt, wird sich hierbei wahrscheinlich wenig (inhaltlich) Neues für den Experten ergeben, sprachlich schon eher – eine theoretische Terminologie würde sich zu der praktischen gesellen und sie, wenn die Theoriebildung gelingt, vielleicht auch in gewissem Maße verändern.

Oder

– die bewährten Foren – Fachkongresse, Seminare und Bücher – zu nutzen, „cutting edge“-Praxiswissen zu kommunizieren, das aufgrund des beim einschlägigen Publikum vorhandenen impliziten Wissens anschlussfähig ist. Dieses Wissen lässt sich derzeit nur außeruniversitär halten und kultivieren. Wer es unter den gegenwärtigen Paradigmen wissenschaftlich nachzuweisen sucht, hat eine schwere Beweislast zu tragen. Oft wäre dies ein Vorgriff auf Aufgaben, die zu bewältigen erst weit in der Zukunft möglich sein wird.

Das Feld gewinnt durch jede wissenschaftliche Arbeit stark an Glaubwürdigkeit. Deren Autoren allerdings profitieren in erster Linie durch die idealistische Befriedigung, die ihnen die Arbeit und der Titel verschaffen – karriereförderlich ist sie akademisch nicht und für die praktische Arbeit im Feld nur eingeschränkt.

Der Aufwand, den es bedeutet, über Aufstellungen eine wissenschaftliche Arbeit zu platzieren, ist also für den individuellen Forscher nicht im ökonomischen Sinne rational. Sicher ist ein akademischer Titel von Vorteil – jedoch trifft dies auf einen verhältnismäßig leicht erworbenen aus dem wissenschaftlichen Mainstream mit Rücksicht auf akademisch und bei den Gutachtern Beliebtes ebenso zu wie auf einen, der den schwierigen Spagat zwischen Wissenschaftsbetrieb und Aufstellungswelt wagt. Eine riskante Investition im Hinblick auf den anschließenden Pay-off.

Auch wenn dies die Forschung sicher etwas bremst, besteht kein Zweifel, dass sich die Aufstellungspraxis schnell weiter verbreiten wird. Sie gibt in unmittelbarer Weise sinnlichen Einblick in tiefe Schichten menschlicher Existenz, und das innerhalb kürzester Zeit. Es reicht, die Arbeit eines kompetenten Leiters am eigenen Leibe zu erfahren, wozu noch nicht einmal ein eigenes Anliegen nötig ist. Nichtsdestoweniger bekäme es der Aufstellungsarbeit wahrscheinlich nicht gut, zu stark außerhalb gesellschaftlicher Zusammenhänge zu stehen, und wissenschaftliche Fundierung ist einer der entscheidenden Wege, die die Tür dorthin öffnen können.

Vernetzung

Um dies zu erreichen, wäre eine funktionierende Vernetzung hilfreich. Sie könnte dafür sorgen, dass sich die Bemühungen Einzelner stärker zu einem stimmigen Gesamtprojekt entwickeln, das in koordinierter Weise nach außen kommuniziert werden kann. Die Bildung einer solchen funktionalen Struktur wäre auch ein wichtiger Test mit Signalwirkung für die Seriosität einer Berufsgruppe, deren Kernkompetenz im Bereich sozialer Beziehungen liegt³.

Soziale Veränderungen lassen sich oft über einen politischen Weg leichter und unmittelbarer herbeiführen als über einen wissenschaftlichen. Ein spannendes Beispiel hierfür ist die Streichung der Homosexualität aus den Katalogen psychischer Störungen. Die American Psychiatric Association, die 1974 beschloss, Homosexualität aus dem DSM-II zu streichen, tat dies nicht in erster Linie aus Gründen wissenschaftlicher Einsicht. Zu große und einflussreiche Gruppierungen außerhalb der Wissenschaft waren nicht mehr bereit, eine Pathologisierung durch die Fachwissenschaftler der APA weiter mitzutragen, sodass sie nicht weiter auf der Einordnung der Homosexualität als Geisteskrankheit bestehen konnte.

Ähnliches könnte auch mit der Aufstellungsarbeit geschehen. Je mehr Menschen die Erfahrung machen, dass sie eine verantwortungsbewusst praktizierte und heilsam wirkende Intervention zur Klärung von Beziehungen ist, desto schwieriger wird es, sie zu übergehen. Gute Arbeit im Feld ist also das Wichtigste. Ihre Qualität aufrecht zu erhalten stellt in Zeiten, in denen Bert Hellinger nicht mehr als Garant für Orientierung zur Verfügung steht, eine besondere Herausforderung dar. Die Frage, was gute Arbeit im Feld der

Systemaufstellung nach Hellinger denn nun sei, ist selbst kaum mehr anders als wissenschaftlich zu beantworten.



Martin Hell studierte Chinesisch auf Taiwan, Computerlinguistik in Heidelberg und Familienwissenschaften an der Université Catholique de Louvain, an der er nun auch gelegentlich lehrt. Er nimmt als Doktorand an Gunthard Webers Forschungsprojekt zu Symptomaufstellungen teil.

Literatur

- ¹ Profis der verschiedensten Bereiche haben normalerweise ein Stück dieses Archetyps in sich. Ab einem gewissen Grad von Engagement lässt sich die Motivation eines Professionals nicht mehr alleine durch die materiellen und gesellschaftlichen Vorteile, den „Söldnerlohn“, erklären. Vielleicht könnte man sagen, dass ein Berufstätiger von beidem – ideelle und materielle Entlohnung – haben muss, um langfristig gesund zu bleiben und überleben zu können.
- ² In Frankreich sagt man Autodidakten nach, die gebildetsten Menschen zu sein, weil sie immer für das Examen lernen, das sie nie ablegen.
- ³ Hier könnte dann auch gezeigt werden, dass zum Beispiel das innerhalb von Aufstellungen besonders wichtige Anciennitätsprinzip im praktischen Leben nicht zulasten anderer Logiken überbetont wird und somit ein pragmatisches Gleichgewicht gewahrt bleibt – und man nicht am Wortlaut Hellingers kleben bleibt, sondern den Geist, der ihn beseelte, weiterträgt.